

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Band: 6 (1911-1912)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stisch gleich vollendeten Stilleben, wie auch in den prächtig farbigen und humoristischen Entwürfen zu seinem originellen „Hansenbuch“. Gleich ihnen zeigen auch die figürlichen Arbeiten Karl Hofers in Paris einen ungewöhnlichen Farbensinn, dem der Künstler leider durchwegs die Form seiner Gebilde aufopfert, wodurch ihr ästhetischer Genuß erheblich beeinträchtigt wird. Wir können uns nicht erinnern, in Zeichnung und Form je Unbeholfeneres, Kindlicheres gesehen zu haben, ebensowenig wie wir der abschreckend graufigen „Verspottung Christi“ etwas Ähnliches zur Seite zu stellen vermöchten. Wenn wir dem Künstler trotzdem unsere Bewunderung nicht versagen können, so trägt daran seine monumentale, in Ton und Form gleich große und einheitliche „Grablegung“ die Schuld, die für die Zukunft dieses Cézanne-Schülers volle Gewähr bietet. Ein fröhlich-kindisches Treiben entwickelt sich auf den humor- und lichtvollen Lithographien und Radierungen des Prof. Bruno Heroux=Leipzig mit ihren lustigen Kinderakten. Fein und delikat geben sich einige weibliche Bildnisse Walter von Ruateschells, in Stimmung und Ton ihren Holzschnitten verwandt die Pastell- und Temperalandschaften Rosa Pauls in Schweinfurt. Unter den Bildern Franz Elmigers (Ermensee) und Ernst Hodels (Luzern) treten die breit und saftig und sicher gestalteten

Tierstücke besonders hervor. Tüchtige Leistungen sind auch des letztern Winterlandschaften, klare und plastische Naturausschnitte von gesunder Farbigkeit, neben denen die schwärzlichen Bildnisse des Künstlers naturgemäß abfallen müssen. Erfreuliche Fortschritte sind bei dem Zürcher Raphael de Grada zu verzeichnen, dessen kraft- und saftvolle Pinselführung sich in einer stattlichen Anzahl schöner Landschaften aufs trefflichste dokumentiert. Daß J. C. Kaufmann ein vorzüglicher Zeichner ist, dürfte bekannt sein. Außer seinen Tier- und figürlichen Studien verdient indeß auch ein großes, meisterlich gestaltetes Biergespann Erwähnung. Der Erlbacher August Babberger unternimmt es mit bemerkenswertem Geschick, doch ohne allzu große Originalität und Phantasie, den Parallelismus und die Curhythmie Hodlers, in erster Linie die Figurenwelt seiner „Heiligen Stunde“, seiner „Nacht“ und seines „Tages“ in die Radierung zu übersetzen („Ein Tag“, zwei Zyklen von je sieben Radierungen). Albert Frey macht seinem Farbenempfinden in hübschen kleinen Studien Luft. Emil Schulze bietet eine stimmungsvolle, dekorativ geschaut Landschaft und ein delikates Blumenstück, und Walter Lillie versucht, in den Bahnen Affeltrangers, mit Glück, zu einem neuen, farbigeren Landschaftsstil zu gelangen.

Dr. S. Markus

Bücherschau

Hans Sachsens ausgewählte Werke. Insel-Verlag, Leipzig.
Es war bisher für den Laien fast un-

möglich, diesen genialen Nürnberger Schuhmacher und Poeten kennen zu lernen, weil seine Werke nur in einer zahllose Bände

umfassenden Gesamtausgabe erschienen waren. Diese neue Auswahl in zwei Bänden bietet nicht das literarhistorisch Wichtige oder Interessante, sondern das Schöne und Lesenswerte aus des Dichters reichem Nachlaß. Mit allen Arten seiner Kunst ist Hans Sachs hier vertreten. Der erste Band bringt eine große Anzahl seiner Gedichte. Sehr hübsch wird hier durch eine Vereinigung der Bild- und Wortwirkung das Verständnis des alten Volksdichters wieder belebt. Denn Hans Sachs kam zusammen mit dem bildenden Künstler; beide schufen gemeinsam die religiösen, moralischen, politischen und naturgeschichtlichen Flugblätter. Der zweite Band umfaßt einige Fastnachtsspiele und Fastnachtbräuche, Stücke aus den Tragedien und Comedien und als Probe der Prosa seine berühmte Disputation zwischen einem Chorherren und Schuhmacher, darin das Wort Gottes und ein recht christlich Wesen verfochten wird. Es scheint mir kein Zufall, daß man sich gerade jetzt des alten Hans Sachs wieder erinnert hat. Auch er kann zurückführen zu einem neuen Realismus, zu einer neuen Wirklichkeitsfreude. Das echt Deutsche, die feine Beobachtung des täglichen Lebens und die kräftige Charakterisierungskunst bewundern wir in seinen Werken heute noch ebenso warm wie einst Goethe, der den durch lange Jahrhunderte Verachteten in seinem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ das schönste, unvergängliche Denkmal gesetzt hat.

Emil Ertl: Nachdenkliches Bilderbuch. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Es ist ein Buch der leichten Fassung, aber der tiefinneren Schwere, das wir dem Dichter der wundervollen Romane „Freiheit, die ich meine“ und „Die Leute vom blauen Ruckuckshaus“ verdanken. Dieses „Bilderbuch ohne Bilder“ bedeutet keinen neuen Schritt in der Entwicklung Ertls. Es

läßt helle und dunkle Zwischenklänge ertönen; es sammelt Novellen und Skizzen, Kleinarbeit vieler Jahre, in einem Bande. Hier gibt Ertl Eindrücke des Augenblicks, Ausblicke auf das kleine Weltpanorama, Gefühle, die kommen und gehen, Impressionen und stille Weltbetrachtungen. Es steckt viel Feines, tief Empfundenes in diesem „Nachdenklichen Bilderbuch“. Neben Geschichten von erschütternder Tragik stehen kleine Skizzen voll fröhlichster Launen. Aber man spürt: des Dichters Sinnen und Denken geht nach dem Ernst, und neben hundert Seufzern erklingt nur selten ein frohes Lachen aus seinem Munde an den Feiertagen des Lebens.

K. G. Wndr.

Otto Sinnerl: Ehrwürden Trimboborius. Komödie in 5 Akten. 137 S. Verlag von Franz Bard & Bruder, Wien.

Die neue Komödie des in Basel wohnhaften Dichters weist in mehr denn in einer Beziehung auf jene andere vom „Grafen Ehrenfried“ zurück, die vor einem Jahre kaum im Zürcher Stadttheater das Rampenlicht erblickte. Hier wie dort ein Stoff aus Deutschlands Vergangenheit, aus der Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts. Hier wie dort die Gegenüberstellung der Welt eines armen, hungernden und närrischen Lumpenvöckleins mit der hoher, gräßlicher und fürstlicher Kreise. Hier wie dort ein weltfremder, nach einem Ideal sich verzehrender, hinter diesem herzagender Träumer, den es aus unerträglich nüchterner, trostloser Wirklichkeit fort in bessere Verhältnisse und in die herrliche und beschwichtigende Natur hinaus treibt, ein Held, dem eine ebenso hingebungsvolle, wie dummnative schlichte Dirne einem Schutzengel gleich zur Seite steht, und der von einer schönen Gräfin geliebt und begehrt wird, um durch Nebenbuhler und eigene Unbeholfenheit schließlich aus neuen, glänzenden

Verhältnissen in sein früheres Nichts zurückgestoßen zu werden. Hier wie dort endlich dieselbe knappe, farge, in Andeutungen und abgerissenen Satzbrocken sich gefallende Sprache, dieselben derben und ungeschminkten Redewendungen, derselbe Humor und Realismus, dieselbe bittere Satire, dieselbe technische und kompositionelle Methode. . . .

Der Dichter läßt sich nicht verleugnen. Der Kenner des „Ehrenfried“ wird aus der Komödie des Pseudopastors Trimborius, alias Schmierenskomödiant Jonas Kessel, mit Leichtigkeit den Schöpfer des ersteren erkennen. Doch wird er niemals verkennen dürfen, daß trotz aller Reminiszenzen und Anklänge diese neue Dichtung eine abgeschlossene und abgerundete Welt für sich bildet, von der des „Ehrenfried“ in keiner Weise abhängig, ihr in mancher Beziehung, vor allem in der Gestaltung der Charaktere, sogar noch überlegen. Eine Figur von der Abgerundetheit und Bühnenwirksamkeit dieses gott- und lebenshungrigen, hochsittlichen und nur aus der Sehnsucht nach einem seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen entsprechenden Wirkungsfeld zum Betrüger werdenden, begabten und intelligenten Jesuiten-Komödianten-Prediger Kessel findet sich dort noch nicht, ebensowenig, wie jene gewiß nicht minder wertvolle, doch minder Bühnenwirksame Komödie ein Pendant aufzuweisen hätte zu der prächtigen spukhaften und fatalen Erscheinung des wahnsinnigen Schulmeisters, einer würdigen Parallelschöpfung zu der jugendlichen Wahnsinnigen in Ibsens „Brand“, die ähnlich dem Schulmeister dem Helden immer wieder unheilverkündend und höhrend in den Weg tritt. Diese dem Pseudo-Trimborius seelisch so verwandte Figur ist wohl das Beste und Dramatischste, das der Dichter schon geschaffen. Die Szenen, denen sie das Gepräge gibt — die Höhlenszenen und die außeror-

dentlich geschickt und lebendig gestaltete Maschenszene im Schloßkeller — gehören denn auch zum Wirkungsvollsten und Stärksten der Komödie, die von der Bühne herab gewiß kaum weniger unterhaltend und stimmungsmächtig wirken würde, wie in der Lektüre. Wenn uns etwas in ihr gestört hat, so sind es einige deplazierte, indes leicht zu eliminierende Derbheiten im Dialog, sowie dessen mehr andeutende, als ausführende, abgehackte Manier. Da diese nicht bloß unnatürlich, sondern nicht selten geradezu komisch und unbeholfen wirkt, so täte der Dichter gut, weniger verschwenderisch mit ihr umzugehen. Doch das sind Einzelheiten, und auf solche Gewicht zu legen, ist angesichts der erfreulichen Gesamtwirkung der Dichtung gewiß kaum am Platze.

Johannes Volkelt: Kunst- und Volks-
erziehung. 184 S. Geb. Mk. 2. 80. C. F.
Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Das Buch war zu erwarten. Der feine Kenner ästhetischer Werte und Schöpfungen großer und größter Zeiten und Persönlichkeiten, als welcher der Verfasser sich in seinem „System der Ästhetik“ und der unvergleichlich gehaltvollen und schönen Abhandlung über die „Ästhetik des Tragischen“ bereits legitimiert, konnte dem jähen und unaufhaltsamen Niedergang der Künste, wie ihn die Gegenwart gezeitigt, nicht teilnahms- und wortlos zusehen, der für eine edle und große Haltung von Kunst und Künstler begeisterte Musenfreund und Musenwächter ihre Entsittlichung und „erotische Durchseuchung“ nicht ohne Kampf dulden, der von der Aufgabe der Kunst als einer volkserzieherischen Großmacht durchdrungene Pädagog und Ethiker ihre verderblichen Auswüchse und Entartungen nicht schweigend hinnehmen. Nicht, daß Volkelt seine Angriffe und Proteste gegen die moderne Kunst überhaupt richtete! Dazu wäre

er, der in seiner „Ästhetik“ sowohl, wie in seinem Buch über das „Tragische“ zu keiner Zeit zögert, auch die künstlerischen Erzeugnisse der lebenden Generation in ausgiebigster Weise und mit tiefdringendem Verständnis als Beispiele heranzuziehen, niemals fähig. Nein, was seinen flammenden Einspruch einzig und allein bedingte, das sind die gemeinschädlichen Abwege, auf die nach seiner wohlfundierten Ansicht die Kunst in unserer Zeit geraten ist, die so häufige Abwesenheit von Ernst, Sittlichkeit und künstlerischem Gehalt, unter der ihre Produkte zu leiden haben. So bildet seine neue Schrift nicht ein Verdammungsurteil über die moderne Kunst, sondern einen aus tiefstem Herzen und innigster Überzeugung erwachsenen, feurigen und wohlthuend offenen Protest, ein Warnruf gegen ihre schlimmsten Auswüchse und Tendenzen, wie wir ihnen auf Schritt und Tritt begegnen können.

Nie habe ich Zeitgemäheres und Eindringlicheres zu Gesicht bekommen! Wie Volkelt in den Kapiteln über „Kunst und Moral“ für eine innige Almagamierung dieser Elemente eintritt, in schlagender Weise auf die Voraussetzung des Letztern bei Kunst und Künstler dringt, um endlich den „Künstler als Mitarbeiter der Kultur“ zu proklamieren, wie er in demselben Abschnitt auf die innere Leere eines Großteils der neuern Malerei und die exzentrische Interessantuerie in unserer heutigen Lyrik hinweist, in den Ausführungen über „Erotische Erregungen“ die weit verbreitete Tendenz des „Gierigstimmens“ in der heutigen Kunst brandmarkt, in dem prächtigen Kapitel über „Geniesüchtigen Individualismus“ vor dem verderblichen Usus warnt, in jeder pervers, krankhaft und unsinnig sich gebärdenden Erscheinung künstlerische Eigenart zu begrüßen und zu preisen; wie er alsdann in den Ab-

schnitten der „Künstlerischen Erziehung“ energisch und temperamentvoll zum Titelthema seines Buches übergeht, um an Hand trefflicher psychologischer Beobachtungen über die „Künstlerische Erziehung in der Schule“, das „Erklären von Kunstwerken“, die „Entrüstungs- und Begeisterungspädagogik“ mit ihrem unverständigen Verwerfen alles Hergebrachten und Verkünden neuer, auf einen allzu großen und allzu wenig gerechtfertigten Optimismus in bezug auf die Beschaffenheit des Kindes sich stützender Normen (Ellen Key u. a.) zu handeln; wie er in einer Reihe lebendiger Darlegungen die „Sittlich kräftigende Wirkung des modernen Naturalismus“ und „Die weihewoll-sittliche Wirkung der Neuromantik“ voll anerkennt, um gleich in den darauffolgenden Kapiteln nachdrücklich auf die Gefahren der Kunst der Gegenwart für die Volkserziehung hinzuweisen: auf „Das Überhandnehmen der Erotik“ in Roman, Theater und Malerei, die „Zunahme des Handgreiflichen in der Erotik“ — mit einer schlagenden Gegenüberstellung von Friedrich Schlegel, Gutzkow, Heine und (später) Rabelais einer-, und Zola, d'Annunzio, Bahr und Elise Jerusalem anderseits, auf „Die Zunahme des Krankhaften in der Erotik“ (Baudelaire, Verlaine, d'Annunzio, Huysmans, Oskar Wilde), wobei, ähnlich wie im vorangegangenen Kapitel die Dichterin des „Heiligen Skarabäus“, die Verfasserin des Buches über „Das gefährliche Alter“, Karin Michaelis, schlecht wegkommt, und auch Gelehrte vom Schlage eines Krafft-Ebing und Forel mit vollem Rechte nicht geschont werden, auf „Die Erotik auf dem Theater“ und dessen durch finanzielle Spekulationen seiner Leiter und „Die Kritiklosigkeit des Publikums“ verschuldeten Niedergang, und endlich auf „Das Erotische in den bildenden Künsten“;

wie er zum Schlusse in den „Psychologisch-ethischen Betrachtungen im Anschluß an die gegenwärtige Kunstentwicklung“ eine feine Verteidigung des heutzutage mit Füßen getretenen Schamgefühls unternimmt, auf Charakter und Bedürfnisse unserer Menschheit eigentümliche Lichter wirft, ihre „Falschen sittlichen Wertungen“ kritisiert und mit allem Nachdruck für den „Selbstwert des Sittlichen“ plädiert, — in welcher geistesverwandten literarischen Publikation unserer Tage fänden sich ähnlich einleuchtende, wahre und zutreffende Gesichtspunkte, Stellungnahme, Beobachtungen und Urteile?! Und wer, und sollte er auch zu den mitten in der modernen Kunstbewegung Drinstehenden zählen, wollte sich ihrer Schlagkraft und Echtheit entziehen, verkennen, daß in ihnen eine Unmasse von heilsamen und beherzigenswerten Anknüpfungspunkten und Anregungen für Kunst, Künstler und Pädagogen enthalten sind?! . . .

Wahrlich: Dieser neue Volkstext ist ein echtes Volksbuch, das es verdiente, in jedem Hause vertreten zu sein!

1001 Nacht. Auswahl in 4 Bänden. In Halbleinen 16 Mk., in Leder 28 Mk. Im Inselverlag zu Leipzig, 1911.

„Ein endloses Gewoge zauberhaft dahinhuschender, drängender und verdrängender Bilder, Gemälde ohne Schatten und Perspektive, ein Zerfließen und Zerflattern der Gestalten ins Nebelhafte, Ungeheuerliche, ein Verflüchtigen alles Wesenhaften und Tatsächlichen in Symbolik und Allegorie, ein Verfäuseln des Gedankens in mystischen Dunstwolken, ein Herabsinken des Hohen und Idealen in gemeine Sinnlichkeit und laszive Genußgier, ein orgiastischer Rausch von Wollust und Grausamkeit, dazwischen erhebene Orakeltöne, Sprüche tiefsinniger Weisheit, innige Herzenslaute“ — die Charakteristik Johannes Scherr's von der orien-

talischen Poesie im Allgemeinen, sie paßt auch auf jene einzigartige Märchenwelt indisch-persischen Ursprungs, die uns im wesentlichsten vorzuführen der Inselverlag soeben unternahm. Wie ein jeder weiß, ist diese Welt eine Folge der Lust des Orients und vor allem des Arabers an abenteuerlichen Erzählungen. Diese vorzutragen fanden und finden sich im Morgenlande selbst berufliche Rezitatoren, sogen. *Essamire*, deren wunderbaren Geschichten alle Volksklassen von jeher mit dem größten Interesse folgten, um sie von Mund zu Mund und von Generation zu Generation fortzupflanzen, bis endlich ein Dichter den Drang in sich verspürte, sie zu sammeln und, zu einheitlichem Ensemble geordnet, niederzuschreiben. Dieser Dichter hieß Rasti und war Perser. Seine den Grundstock der „*Elf Leila*“ oder „*Märchen der tausend und einen Nacht*“ bildende Dichtung ward unter Kalif Manssur ins Arabische übertragen und gelangte auf Umwegen schließlich auch nach Ägypten, wo sie nach diversen Überarbeitungen und Erweiterungen dann jene Form und jenen Umfang annahm, die wir an ihr kennen. — Das älteste uns überlieferte Manuskript stammt aus dem 14. Jahrhundert. Nach ihm schuf Galland seine französische Übersetzung (1704), die erste in einer europäischen Sprache. Die Ausgabe des Inselverlags schließt sich der englischen Übersetzung von Burton an, die vollständig in ein meisterliches Deutsch übertragen zu haben das Verdienst Felix Paul Greves ist, des Herausgebers der großen zwölfbändigen Ausgabe des Inselverlages, der die uns vorliegende Veranstaltung die „dichterisch schönsten“ und ihrem Wesen nach wahrscheinlich auch ältesten Bestandteile entnimmt, um durch ihre Vereinigung ein schlackenloses Bild der prächtigen Rastischen Dichtung zu bieten. Ein

schon wegen seiner Ausführungen über die Genesis der Erzählung und den seelisch-geistigen Schaffensprozeß des Dichters lesenswertes „Nachwort“ von Paul Ernst, das mit Recht auf das „mündliche“ Wesen dieser Märchen, die so frei von allen überflüssigen, aufdringlichen und hemmenden Reflexionen, Beschreibungen, Erklärungen und Abschweifungen sich geben, hinweist, liefert dazu in gedrängter Form die nötigen geschichtlichen und einführenden Notizen, ein willkommener Anhang die Regentschaftsjahre der in den Erzählungen vertretenen Kalifen und ein Eigennamen- und Sachregister deutscher Übersetzung und Deutung. Derart ausgestattet, auf trefflichem Papier, in großer und vornehmer Antiquaschrift mit wundervollen, dem orientalischen Inhalt entsprechenden Anfangsinitialen und Titelblattzeichnungen, gebunden in von gleicher Rücksicht diktierten Einband, dürfte es den „Märchen der 1001 Nacht“ des Inselverlages an Freunden um so weniger fehlen, als sie — um mit Scherr zu reden — wie nichts anders „eine unererschöpfliche Fundgrube orientalischer Phantasie eröffnen, aus welcher die Liebhaber des Wunderbaren und Unmutigen zu allen Zeiten neue Befriedigung sich holen können“.

Max Osborn: Meisterbuch der Kunst. 8°. 450 S. In Leinwand gebunden 3 Mk. Bei Ullstein & Cie., Berlin.

Ein Buch, das wie kein zweites dazu berufen ist, das Kunstwissen und -verständnis in die weitesten Kreise zu tragen, Kunstfreunde und Laien über die bedeutsamsten und entscheidendsten Tatsachen, Strömungen und Etappen der Kunstgeschichte zu informieren und den unvergänglichen Werken der größten Meister auf den Gebieten der Architektur, Bildhauerei und Malerei in den Herzen des Volkes eine Stätte zu schaffen. Mit den kolossalen Monumentalwer-

ken der Ägypter, Babylonier, Assyrer, Perser und Semiten einsetzend, führt der gediegene Verfasser seinen Leser in populär, klar und knapp gehaltenem Vortrag rasch über die Zwischenstufen der griechisch-römischen, der altchristlichen und mittelalterlichen Kunst hinan zu den strahlenden und nie wieder erreichten Höhen der Früh- und Hochrenaissance, mit den genialen Erscheinungen eines Pisano und Giotto, Brunelleschi, Ghiberti, Donatello, Robbia und Verrocchio, Masaccio, Fra Angelico und Botticelli, Mantegna, der Brüder Van Eyck, Bramante, Palladio, Leonardo, Michelangelo, Raffael, Correggio und Tizian, Dürer, Cranach und Holbein, zu denen die kongenialen Künstler des Barock: die Berninis und Caravaggios, die Rubens, van Dyck, Hals und Rembrandts, die Grecos, Riberas, Velasquez und Murillos, die Poussins und Claude Lorrains, ein glänzendes Gefolge bilden. Dann kommt das achtzehnte Jahrhundert mit seinem Kokostil, nach diesem die Zeit von Klassizismus, Romantik und historischer Kunst, der Erscheinungen vom Schlage eines Canova und Thorwaldsen, David, Ingres und Delacroix das Gepräge aufgedrückt haben, und endlich beschließt — durch das Vorangegangene aufs sorgfältigste vorbereitet — die neuere und neueste Zeit den gehaltvollen Abriß, von dem sie in kunstkritisch wohl kaum zu rechtfertigender, trotzdem aber nicht minder zu begrüßender Weise über ein Viertel des Raumes für sich beansprucht. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß dabei von den bedeutenderen Künstlererscheinungen dieser Epoche keine übersehen ward. Millet, Courbet, Menzel, Leibl, die Franzosen mit Manet an der Spitze über Puvis de Chavannes und Moreau hinab bis auf Cézanne; Liebermann, Uhde, Böcklin, Feuerbach, Marées, Thoma und Klinger, sie alle sind gleich den

Größen der Renaissance und anderer Epochen nicht nur im Wort, sondern auch durch mannigfaltige Proben ihrer Kunst vertreten. Daß an diesem Vorzuge auch Künstler wie Segantini und Hodler partizipieren, versteht sich. Vom letzteren bringt das trefflich ausgestattete, mit einer Reproduktion des „Meisterporträts und ersten Bildnisses der Welt“: der in mysteriösester Weise entführten „Mona Lisa“, geschmückte und spottbillige Buch die gelungenen Reproduktionen seines „Auserwählten“ und des „Rückzuges der Landsknechte von Margignano“. Auf ihn auch haben die an seine und seiner Vorläufer Charakteristik sich anschließenden vorwärtsdeutenden Worte Bezug: „Noch ist die Zeit nicht gekommen, da die Vorschläge und Gedanken dieser neuen Anreger die Massen der Künstlerschaft und das Publikum erfasst und überzeugt hätten. Aber es ist kein Zweifel, daß hier überall Töne angeschlagen werden, die, jetzt noch schrill und ungewohnt klingend, künftig zu neuen Harmonien führen und auch die Widerstrebenden überzeugen werden, ebenso wie einstens das Orchester Richard Wagners seinen Zeitgenossen als chaotisches Lärmen in die Ohren brauste und heute den Nachgeborenen als der letzte und höchste musikalische Ausdruck ihres Gefühlslebens erklingt!“

Eugène Burnand: Die Gleichnisse Jesu. Mit Vorwort und Bilderkklärungen von Pfarrer Dr. theol. David Koch. 188 S. Verlag für Volkskunst Richard Reutel, Stuttgart.

Als im schweizerischen „Salon“ des vergangenen Jahres die „Gleichnisse Jesu“ Eugène Burnands zum erstenmal in ihrer Gesamtheit — die Jury hatte ihnen in richtiger Erkenntnis ihres künstlerischen Wertes ein eigenes Kabinett eingeräumt — vor ein größeres schweizeri-

sches Publikum traten — denn dem Ausland waren sie durch Vermittlung des Pariser Salons 1908 bereits aufs vorteilhafteste bekannt, — da glaubte man von verschiedenen Seiten Zweifel an ihrer Echtheit aussprechen zu müssen. Erscheinungen wie Gebhardt, Uhde, Thoma und Steinhausen waren vergessen, und man schüttelte skeptisch und bedenklich den Kopf darüber, daß ein Künstler unserer Zeit noch in sich den Drang verspüren konnte, auf die Darstellung religiöser Stoffe zurückzugreifen. Und doch sind diese Zeichnungen von einer Empfindung und einem Ausdruck, die uns an ihrer Wahrheit nicht einen Augenblick zweifeln lassen. Ihr Schöpfer ist eine durchaus religiöse Natur, die sich kaum klarer und festlicher manifestieren konnte, als eben in diesen schlicht-natürlichen, von einfacher Größe und feinem Seelenadel erfüllten „Paraboles“ mit ihren sprechenden Charakteren und ihrem auf jeden mystischen Symbolismus verzichtenden, ergreifend-menschlichen, allgemein gültigen Gehalt.

Entstanden sind die „Gleichnisse“ Burnands in Florenz und in der Einsamkeit von Hauterive. Sieben Jahre — von 1900 bis 1906 — brauchte der Künstler dazu, um sie fertigzustellen. Die Provence und die heimatische Waadt lieferten ihm, der auf die Echtheit von Ort, Menschen und Kostüm von vornherein und mit Recht verzichtete, die erwünschten Modelle. Und das anspruchslose Alltagsleben seiner Umgebung bildete die Quelle seiner Darstellungen, die dadurch unserem Empfinden in glücklichster Weise angenähert wurden. „Lebendige Gestalten schaffen, die von heute sind und doch allen Zeiten angehören, die wahr sind, von jener harten, momentanen, aktuellen Wahrheit und zugleich von jener geheimen, schlicht-menschlichen Wahrheit“, wollte er, und wie nachträglich die Reproduktion sei-

nes Werkes in Form eines für das Volk bestimmten Prachtbandes bestätigt, ist ihm diese Aufgabe glänzend gelungen. Einen unerreichten Vorläufer hat dieser Prachtband in der im Verlag von Berger-Levrault & Cie., Nancy-Paris, erschienenen Ausgabe Eugen Melchior de Vogüés und André Michels. Er selbst verdankt seine Existenz der verdienstvollen Initiative Pfarer David Kochs, der zum Ganzen außer einer knappen biographisch-kunsthistorischen Einführung ebenso klare wie liebevolle und einleuchtende Erklärungen geliefert hat. Sie wie die 11 trefflichen ganzseitigen Similigravüren und die 61 Autotypien, die das vornehm ausgestattete Buch zieren, stempeln dieses zu einem Kunstwerke, zu dem nicht nur religiös veranlagte Lehrer und Konfirmanden, sondern auch alle jene Kunstfreunde mit Vorteil und Gewinn greifen werden, die über dem rein Stofflichen, das schließlich doch nur Sache des Schaffenden und seiner Bedürfnisse und Anlagen ist, das Künstlerische nicht vergessen und verkennen.

Berthold Auerbachs Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. 12 Bände. Geheftet Mk. 20.—, in Leinwand geb. Mk. 28.—. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Verlags-Buchhandlung Nachfolger.

Am 28. Februar 1912 werden es 100 Jahre, daß Berthold Auerbach in Nordstetten im Württembergischen Schwarzwald geboren wurde, am 8. desselben Monats dreißig, daß er im Angesicht der märchenhaft süßen Côte d'Azur in Cannes starb. Grund genug also, seine zahlreichen Werke just heute in neuem Gewande erscheinen zu lassen. Ganz abgesehen indes von diesem rein äußerlichen Moment, wird den rühri-gen, durch seine Tendenz, gute und beste Schriftsteller durch billige Ausgaben auch der großen Masse zugänglich zu machen, zur

Bekämpfung der Schundliteratur ein Wesentlichstes beitragenden Verlag zu seiner Veranstaltung auch (und entscheidendermaßen) eine andere Erwägung veranlaßt haben, die nämlich, daß gerade Auerbach, wie wenige andere „Volksdichter“, dazu geeignet ist, zum Volk zu sprechen, es feineren Regungen und Bedürfnissen zurückzugewinnen. War der Dichter doch schon zu seinen Lebzeiten die populärste Poetenerscheinung seiner deutschen Heimat, deren Kastengeist und Parteikämpfe zu beseitigen er wacker und mit Einsatz all seiner warmen Nächstenliebe mithalf, und der er eine Dichtung schenkte, wie sie gleich schlicht und herzlich und volkstümlich vor ihm nur noch Johann Peter Hebel, an den er anknüpfte, zu gestalten vermochte.

Am bekanntesten ist Auerbach durch seine durch keinen Vorläufer vorbereitete „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ (1843 bis 1859) geworden. Sie, die von zwölf namhaften Verlegern zurückgewiesen wurden, um nach Jahresfrist endlich in ihren ersten beiden Bänden gleich einer Offenbarung zu wirken und ihren Verfasser über Nacht gleichermaßen zur Berühmtheit zu machen, und die auf einen Hermann Kurz und Otto Ludwig, Melchior Meyr und Friedrich Reuter von Einfluß waren, bilden denn auch die glänzende Duvertüre der neuen Cotta'schen Ausgabe, von der sie die ersten vier Bände füllen. Ihnen schließen sich an: die großen Zeitromane „Auf der Höhe“ (1865), „Das Landhaus am Rhein“ (1869) und „Waldfried“ (1874), der von wärmstem Verständnis und Mitgefühl getragene Denkerroman „Spinosa“ (1837) und zwei Bände der prächtigen, unter dem Titel „Deutsche illustrierte Volksbücher“ zusammengefaßten Volkserzählungen, die an die 400 Reproduktionen nach Original-

zeichnungen von Kaulbach, Menzel, Meyerheim, Schwind, Thumann u. a. mit einer künstlerischen Beigabe würzen, die in ihrem Werte nicht zu unterschätzen ist. All das ist ohne streng chronologische Gesichtspunkte angeordnet, wie es die Veranstaltung überhaupt nicht darauf abgesehen hat, eine festgeschlossene Ausgabe sämtlicher Werke des Dichters zu veranstalten, sondern vielmehr eine ungezwungene Folge seiner bekanntesten und anerkanntesten Schöpfungen in von einander unabhängigen, hübsch ausgestatteten Bänden, deren jeder für sich erworben und genossen werden kann. Vollständig sind nur die „Dorfgeschichten“, die in ihrer Originalität und Ursprünglichkeit immer noch das Frischeste und Beste des Schwarzwälder Poeten darstellen und mit denen es nur noch die Volkserzählungen und einige Partien der Romane aufzunehmen vermögen, in denen der Dichter häufig leider seiner Redelust etwas gar zu sehr die Zügel schießen ließ. Immerhin bilden auch sie echte und bemerkenswerte Kinder seiner Muse, deren Lektüre ihr Reichthum an geistreichen Ideen und lebendig und plastisch geschaute Gestalten allein schon in weitgehendstem Maße belohnt.

Karl Baedeker: „Die Schweiz“. Nebst den angrenzenden Teilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. 34. Auflage. Mit 75 Karten, 20 Stadtplänen und 12 Panoramen. 583 S. Mk. 8. Verlag von Karl Baedeker, Leipzig 1911.

Zum 34. Male tritt nun schon der unübertreffliche Allerweltsführer in neuer Ausgabe vor uns hin, und wiederum bietet er eine solche Menge des Neuen, in früheren Auflagen Nichtenthaltenen, daß der fleißige Tourist gar nicht anders kann, als ihn so rasch wie möglich seiner Reisebibliothek einzuverleiben. Er wird das um so eher tun, als der stattliche Rotband trotz seines Umfangs und seinen reichen kartographischen Beilagen — der glänzendste Beweis für das immer noch wachsende Interesse, das von Seiten der Fremdenwelt der Schweiz entgegengebracht wird — zum gewiß nicht allzu hohen Preise von 8 Mk. zu haben ist. Dann aber wird ihn auch die Erwägung zur Anschaffung dieses besten, zuverlässigsten und umfassendsten aller Reisehandbücher veranlassen, daß es ihm mit seinem überaus instruktiven und über alles und jedes Detail des gottbegnadeten Landes ebenso rasch wie sicher orientierenden Gehalt an geschichtlichen, geographischen, kulturellen, kunst- und literarhistorischen, ethnographischen und statistischen Tatsachen auch in Alltagsleben und Beruf von höchstem Nutzen sein kann und muß. In dieser Beziehung werden auch Einheimische mit Vortheil zu dem Werke greifen, und wäre es auch nur, um daraus einen objektiven und sachlichen Überblick über die Sehenswürdigkeiten ihrer engern Heimat zu gewinnen.

Dr. S. Markus

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid**. Schriftleitung: **Dr. Hans Bloesch**, Herrngasse 11, Bern, an dessen Adresse alle Zusendungen zu richten sind. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von **Dr. Gustav Grunau** in Bern.